

Von der Würde des Menschen

Fotogeschichte (Issue 100)

Summer 2006

By Annette Gentz

Die Würde des Menschen ist unantastbar. So steht es im Artikel 1 des Grundgesetzes - ein verbürgtes Grundrecht, das sich, gerade wenn es sich um Menschen mit physischen oder psychischen Beeinträchtigungen handelt, immer wieder neu bewähren muss. Von der Würde des Menschen handelt auch die unlängst im Kehrer Verlag erschienene Publikation Alzheimer des Fotografen Peter Granser. In 39 Aufnahmen schildert Granser den Alltag der Bewohner des Gradmann Hauses in Stuttgart, einer Einrichtung für Alzheimer-Patienten, die als architektonisches Modellprojekt auf die besonderen Bedürfnisse der Betroffenen abgestimmt ist. Nichts erinnert hier an die klassischen Krankenhäuser oder Pflegeeinrichtungen, an verschlossene Türen und die zweifelhaften Behandlungsmethoden der Vergangenheit. „Ich wollte nicht die Pflegestationen zeigen, die die Kranken schlicht ans Bett schnallen“, sagt Granser. „Mir ging es um einfachere Bilder, die aber doch einen Zugang vermitteln zu dieser Krankheit und zu

der Abgeschlossenheit, in der die Leute leben.“ Ein dankbares, wenngleich kein einfaches Sujet.

Anders als das mit breiten Lettern überschriebene, ein umfassendes Bild der Krankheit versprechende Titelcover suggeriert, handelt es sich bei Gransers Fotografien um Arbeiten, die einen sehr speziellen Blick auf Alzheimer präsentieren. Wie Christoph Ribbat in seinem einleitenden Text treffend bemerkt: „Die Frau, die mit ihrem Kot ihr Zimmer beschmiert, der Mann, der in den Krankenhausflur pinkelt, weil ihm das Konzept ‚zur Toilette gehen‘ nicht mehr präsent ist – diese Szenen erscheinen bei Granser nicht. Er wusste, was er nicht wollte: eine Fortführung der konventionellen Reportagefotografie der 1960er- und 1970er-Jahre, die mit fast befremdender Vorliebe das Elend, die Nacktheit und die Schwäche von Menschen dramatisiert.“

Dieses Vorhaben, Distanzierungsgeste und ästhetisches Programm zugleich, wird eingelöst. Entstanden ist eine Serie sehr eindringlicher Aufnahmen, die in zwei unterschiedliche Bildtypen aufgeteilt ist: in 19 Portraits, aufgenommen mit einer Mittelformatkamera aus nächster Nähe, und 20

Milieustudien, so genannte „Observationen“, die als eine Art erweitertes Portrait verstanden werden können.

Gransers Fotografien sind schön, beinahe zu schön. Helle Farben und weiche Kontraste verleihen den Gesichtern der Portraitierten, die vor einem weißen Hintergrund posieren, etwas Engelhaftes, eine ungewohnte Milde angesichts der drastischen Begleiterscheinungen ihrer Erkrankung. Die Kamera zeigt die Zeichen des Alters: Falten, Pigmentveränderungen der Haut, unregelmäßigen Bartwuchs. Nur selten erkennt man Spuren der Krankheit, Schürfwunden und Hämatome, die sich die Patienten vermutlich in Momenten der geistigen Abwesenheit zugezogen haben.

Granser fotografiert seine Protagonisten bevorzugt gerade dann, wenn ihr Blick die Kamera um wenige Zentimeter verfehlt und sich in der Ferne verliert. Ein Kunstgriff, der den Abgebildeten einen geradezu kontemplativen Ausdruck verleiht. Sehr genau zeichnet der Fotograf die Regungen des Gefühls nach: ein Stirnrunzeln, ein zaghaftes Lächeln, das manchmal in ein Strahlen übergeht. Gransers Gegenüber ist anwesend, aber immer auch ein wenig entrückt. Besonders anrührend ist

das Portrait eines Mannes mit geschlossenen Augen und leicht geöffnetem Mund, dessen zur Seite geneigter Kopf von einer fremden Hand sanft berührt wird. Eine zärtliche Geste der Fürsorge, die diese Arbeit in die Nähe der „Observationen“ rückt, die in den Privaträumen, Fluren, Gemeinschaftszimmern und der Außenanlage der Pflegeeinrichtung entstanden sind.

Im Gegensatz zu den Portraits, in denen sich Züge der Persönlichkeit, oder vielmehr deren Restbestände, widerspiegeln, beleuchten die mit einer längeren Brennweite aufgenommenen Milieustudien vor allem Aspekte der Krankheit, wie den Bewegungsdrang, oder den Rückfall in infantile Verhaltensweisen. Mit einer theatralischen Geste vergräbt ein älterer Mann seinen Kopf in den Händen, nur um in der darauf folgenden Fotografie erschrocken aufzufahren. Manche Aufnahmen wirken unfreiwillig komisch, so wenn zum Beispiel eine Patientin einer anderen, über sie gebeugten Frau, einen bunt bemalten Holzpapagei gegen die Stirn hält.

„Flüchtig“ nennt Prof. Fritz A. Henn, der Direktor des in Mannheim ansässigen Zentralinstituts für Seelische Gesundheit und

Sprecher des Kompetenznetzes Demenzen, Gransers Blick auf die Gesichter der Alzheimer Erkrankung. Tatsächlich handelt es sich um flüchtige Seitenblicke, zuweilen durch eine Glasscheibe hindurch, über einen Zaun hinweg, oder an einem Mauervorsprung vorbei. Es sind kleine Szenen, die ein intensives Studium der auffälligen, insbesondere aber der leisen Bewegungen und Gebärden voraussetzen. Abwarten, beobachten, abdrücken – so könnte man die Vorgehensweise des Fotografen beschreiben.

An diesem Punkt stellt sich auf Seiten des Betrachters ein gewisses Unbehagen ein, denn bei den Portraitsitzungen, so Ribbat, „wusste nur einer, was wirklich geschah: der Fotograf (nur zwei Bewohner hatten eine ungefähre Vorstellung davon, was dieser junge Mann eigentlich trieb, der da in den Fluren und Aufenthaltsräumen unterwegs war).“ Ein heikles Unterfangen, bei dem die Persönlichkeitsrechte der Abgebildeten auf dem Spiel stehen. Nicht vergessen, darauf weist Ribbats Artikel hin, sind die finsternen Tage der Patientenfotografie des späten 19. Jahrhunderts, in denen die Fotos von Kranken vor allem der Nobilitierung ihrer Ärzte und/oder der Fotografen dienten. Befremdlich wirken die Ergebnisse jener

Dokumentationen, die sich auf die Seite der Abweichung stellen, vielmehr als auf die des Individuums.

Dem Einwand der Denunziation zuvorzukommen, ist ein starkes Anliegen der vorliegenden Publikation. Bereits die Rückseite des Katalogs hebt mit deutlicher Emphase die Integrität des Projekts hervor: „Gransers Portraits allerdings sind von atemberaubender Unmittelbarkeit. Es ist fast unmöglich, sich nicht von diesen Gesichtern in den Bann schlagen zu lassen, sich nicht hineinzudenken in die Lebensgeschichten, für die sie stehen (...) Es gibt nur wenige Portrait-Serien zeitgenössischer Fotografen, in denen den Protagonisten so viel Würde und so viel Autorität zugebilligt werden.“ Und weiter: „Dies ist nur eine Geschichte über die Spuren, die Alzheimer hinterlässt. Sie handelt von Verlorenheit. Sie handelt von Würde. Und von der strahlenden Widersprüchlichkeit des menschlichen Gesichts.“ Ein unnötiger Versuch der Konditionierung des Lesers, der möglicherweise auf verkaufsstrategische Überlegungen der Verleger zurückzuführen ist. Spätestens seit der Veröffentlichung von Oliver Sax Publikation *The Man Who Mistook His Wife for a Hat* im Jahr 1985 ist ein wachsendes

Interesse an neurologischen Erkrankungen und deren Ausdrucksformen zu beobachten. Dabei kommt gerade jenen Krankheiten eine besondere Aufmerksamkeit zu, die, auch das wird im Vorwort von Alzheimer deutlich, zu literarischen oder künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem Thema anregen. Es ist sinnvoll und notwendig, über einen anderen Blick auf Alzheimer nachzudenken. Das degenerative Nervenleiden als, wie Ribbat es nennt, „Chance“ zu begreifen, scheint angesichts des tragischen Verlaufs der Erkrankung jedoch ein wenig zu optimistisch.

Es stellt sich die Frage, auf welche Weise eine Krankheit wie Alzheimer, die mit den charakteristischen Symptomen des Gedächtnis- und Persönlichkeitsverlusts einhergeht und sich nicht als sichtbares Spektakel auf der Körperoberfläche abspielt, angemessen dargestellt werden kann. Oder anders gefragt, was kann das Medium der Fotografie leisten, um Erkrankungen der Seele und des Geistes wiederzugeben, ohne in den Gefilden der oberflächlichen Faszination zu verharren. Peter Gransers Haltung der beobachtenden Distanz liefert in diesem Sinne einen wertvollen Ansatz. Es bleibt abzuwarten,

ob und wie Gransers zukünftige Projekte den Schauplatz menschlicher Eigenheiten beschreiben, denn am prekären Gegenstand misst sich nicht zuletzt auch eines: die Würde des Fotografen.